

Das Neue ist mitunter älter. Einführung in diesen Band

Matthias Sellmann

I)

Die Eine kann es akademisch ausdrücken und spricht dann vom ‚Wechsel der gesellschaftlichen Leitmedien‘, von der ‚beschleunigten Wissensgesellschaft‘ oder vom global entbrannten ‚Kampf um die besten Köpfe‘. Der Andere fühlt eher, was gemeint ist, und liegt damit nicht weniger richtig: *Innovation tut not*. Es gibt dringenden Bedarf an guten, frischen, neuen Ideen.

Spätere Chronisten werden dem beginnenden 21. Jahrhundert sicher bescheinigen, dass sich sowohl der intellektuellen wie der alltagsbezogenen Zeitgenossenschaft ein bestimmtes mentales Gefühl aufgedrängt hat, das geprägt war von einem Amalgam aus epochalem Krisenbewusstsein und der Hoffnung auf problemlösende Wissenssysteme. Die allgemeine Einschätzung geht deutlich dahin, dass es auf diffuse Weise ‚so nicht weitergehen kann‘. Gemeint sind damit Großphänomene wie die Migrationsströme, die Auswüchse der Finanzmärkte oder das scheinbar zunehmende Gewaltpotenzial zwischen Nationen und kulturellen Gruppen. Zum anderen geht es um regionalere Alltagswahrnehmungen: Wie bewältigt unsere Gesellschaft den demografischen Wandel? Welche Idee haben wir von wünschenswerter Mobilität? Oder auch: Wie motiviert man junge Ärzte zu Praxisgründungen auf dem Land?

Gerade weil solche Auflistungen so unbefriedigend willkürlich sind, stimmen sie immer und werden damit zum Symptom einer charakteristischen Aporie der kulturellen Gegenwart. Zum einen sorgt der Durchbruch der digitalen Kommunikationstechnologien dafür, dass wir den Globus informativ ausleuchten und jede und jeder in historisch unvergleichlich schneller Zeit wissen kann, was wo los ist. Und das

Zweite: Gerade weil wir so viel wissen können, erleben wir uns selbst immer stärker als Zuschauer des Weltgeschehens. Im Hinsehen sehen wir uns selbst zu, wie wir eben nur hinsehen und wenig ausrichten. Mancher spürt Machtlosigkeit bei voller Kenntnis der Zustände; es herrscht Informationsüberladung ohne Information, wie man wonach Informationen ordnen soll; wir sind Zeitgenossen mit immer mehr Genossen, aber immer weniger Zeit.

II)

In dieser Gemengelage verschiebt sich die Frage nach politischer und kultureller Handlungsfähigkeit deutlich in einen Metabereich. Die Moderne wird zur Post-Moderne. Sie überholt sich selbst. Neben das dringende Erfordernis konkreter Einzelinnovationen tritt nämlich die übergreifende Frage, wie wir Strukturen für die systematische Erzeugung von Innovationen selber systematisch erzeugen. Neben die moderne Frage, wie man endlich kann, was man will, tritt die postmoderne, wie man will, was man kann. Gerade die hundertfach belegbare Einsicht in das Faktum, dass Innovation gleich welchen Bereiches nicht sofort auch die Verbesserung von Zuständen, sondern ihrerseits den weiteren Bedarf an Innovation bewirkt, treibt die reflexive Frage an, was wir in der *global society* eigentlich als Innovation betrachten wollen; wie Innovationsmanagement zueinander choreografiert werden kann; und wer wen dazu braucht, damit das Neue auch wirklich ein Fortschritt wird.

Anders gewendet: In der Wissensgesellschaft verschiebt sich die normative Frage nach Zukunft weg von der Einzellösung hin zu der anspruchsvolleren Frage nach den Regeln und den Bedingungen für Lösungsproduktion. Gesellschaftliche Systeme wie Politik, Medien, Wirtschaft oder Recht stehen mehr und mehr unter der allgemeinen Erwartung, Strukturen auszubilden, die die Inkubationswahrscheinlichkeit für Innovation erhöhen. Das Kriterium, zum ‚Projekt der Moderne‘ zu gehören und in ihm einen wichtigen Beitrag zu bringen, lautet heute: Was dürfen wir von Dir und Deiner Dienstleistung erwarten in der Hinsicht, das Neue und Bessere *strukturell* hervorzubringen?

Diese Version der Frage ist natürlich dem klassischen Programm der Moderne an sich verpflichtet. Wie Franz-Xaver Kaufmann konzis herausgearbeitet hat, ist die Moderne programmatisch dadurch markiert, dass in jeder Entwicklungsstufe die eigene Selbstüberholung immer schon impliziert ist. Modern ist das, was morgen durch Anderes besser, schneller, präziser gemacht worden ist. Und der macht sich kulturell verdächtig, der dieser Norm dauernder Selbstüberholung einen eigenen Anspruch auf Kontinuität, Ursprungstreue oder Autorität gegenüberstellt. Die Post-Moderne behält diese Ausrichtung auf das Neue und auch diesen Grundverdacht gegen das Überkommene. Aber sie verschiebt die Ebene dennoch charakteristisch auf ein komplexeres Niveau: Jetzt geht es weniger darum, ob man in der Akzeleration der Moderne einfach mitmacht, sondern darum, wie man zu den *Bedingungen des Neuen* beiträgt; wie man an einem *Begriff des wünschenswert Neuen* arbeitet; und was man zu einer Gesellschaft beiträgt, in der sich *qualitativ und paradigmatisch Neues* ereignet.

III)

Die Religionen und ihre theologischen Reflexionssysteme scheinen hier zunächst schlechte Karten zu haben, sowohl im Projekt der Moderne wie in dessen Selbstüberholung in die Post-Moderne. Zum einen ist unverkennbar, dass religiöse oder durch Religion energetisierte Krisen selbst einen Großteil des epochalen Erschreckens ausmachen, von dem eben die Rede war. Nicht erst seit *Nine Eleven*, aber spätestens seit da, hat das Religiöse die Assoziationskette zum ‚Friedlichen‘, ‚Harmlosen‘ oder ‚Integrierenden‘ zerbrochen. Es hat Bedarf geschaffen, sich selbst zu überholen, soll es nicht einfach ersetzt werden wollen. Diese produktive Selbstkorrektur müsste durch Reflexion und Selbstbeobachtung geschehen. Und hier sind zum anderen die Zweifel groß, ob religiöse Reflexionssysteme es aus eigener Kraft schaffen werden, nicht nur den allgemeinen Problemstau nicht noch zu vergrößern, sondern Infrastrukturen und funktionale Dienstleistungen zu generieren, in denen die Wahrscheinlichkeit für hilfreiches Neues wächst – und zwar auch für den Benefit derer, die eben *nicht* religiös sind.

Anders und mit der bekannten Wendung bei Habermas gesagt: Die religiös Unmusikalischen innerhalb der modernen Gesellschaft richten sich auf ein Weiterleben religiöser Traditionen und Öffentlichkeitsansprüche ein. Wenn dem aber so ist, und wenn dies etwas mit der Zuteilung von Ressourcen, Respekt und Rechtsansprüchen zu tun haben soll, erwartet man, dass diese Narrationen sich produktiv in das Projekt einfügen, jenen dringend benötigten Innovationsstrukturen zuzuarbeiten, ohne die eine globale Zivilisation genauso undenkbar erscheint wie ihre regionalen Konkretionen.

Die Theologie der Konfessionen an den Universitäten ist die zuständige Instanz für diese öffentliche Erwartung, wenn es um die christliche Religion geht. Und dies gilt doppelt. Denn als Teil des Wissenschaftssystems ist sie in besonderer Weise ein Akteur der Wissensgesellschaft. Wenn es stimmt, dass die Erzeugung, Verteilung und Nutzung von Wissensressourcen heute mehr Steuerungswirkungen entfalten als die früher geltenden Medien ‚Geld‘ und ‚politischer Einfluss‘ (Willke), dann haben alle verfassten Wissenschaften einen prominenten Status für das oben skizzierte Projekt, Architekturen innovatorischen Fortschrittes zu bauen. Die Theologie bildet da keine Ausnahme.

Allerdings ist sie ebenfalls Teil des Religionssystems. Und hier verantwortet sie sich keineswegs nur der besonders ausgestalteten organisationalen Ebene der Kirchen, auch wenn dies das Bild vordergründig dominiert. Viel wesentlicher ist der Traditionsbezug, den christliche Theologie konstitutiv für sich reklamiert. Das ist das Entscheidende, was im Zusammenhang mit der postmodernen Forderung nach struktureller Innovation zu veranschlagen ist: Eine konfessionell gegründete Theologie ist ein Unternehmen, das nicht nur irgendwie über Traditionen handelt, sondern sich selbst in bestimmten Sinn als Tradierungsunternehmen versteht. Hier wird die Lage nun komplex.

IV)

Denn welche produktive Funktion für Innovation soll ein Akteur übernehmen, der auf Tradition spezialisiert ist? Um es salopp zu sagen, und damit kommt man sicher dem ersten Eindruck am nächsten, den nor-

male Bürgerinnen und Bürger vom Geschäft der Theologie haben: Gar keine. Jedenfalls keine, die nicht entbehrlich scheint. Vielmehr stimmt ja das Meiste, was man sich als Außenstehender so denkt: Bei den Theologen geht es um alte Geschichten. Um alte Rituale. Und um viel historische Vergangenheit: Da wabert der Nebel vergangener Äonen um nicht näher aufklärbare Geheimnisse, Gebete und Gebäude. Theologinnen und Theologen wissen alles über früher. Sie lernen Sprachen, die keiner mehr spricht, und lesen uralte Schriften. Die Fächer der Theologie haben Namen wie ‚Dogmatik‘, ‚Fundamentaltheologie‘, ‚Ethik‘ oder ‚Alte Kirchengeschichte‘ – und das klingt alles erst mal nicht nach Frische, Beweglichkeit und Ausrichtung nach vorn. Alles riecht ehrwürdig, aber auch ein wenig vergilbt.

Will man beschreiben, wie Theologie wirkt, wenn man sie in das Erwartungsbad nach struktureller Innovativität eintaucht, kommt für viele wohl eine Polemik wie die von Roger Willemsen in seiner ‚Deutschlandreise‘ heraus (Frankfurt a. M. ³2004, 122): „... den Jungen erscheint der Gottesdienst auf den Displays. Nur die Witwen schleppen sich noch eigenmächtig in die Kirche, die alten schwarzen mit den alten schwarzen Nylonkniestrümpfen, in denen sie seit Jahren in die Kirche humpeln, begleitet von Schwiegertöchtern, dem Sohn, der eine der Honoratioren wurde, den Enkeln, die unter dem Bannfluch ihrer Kommunion stöhnen.“

Theologie – nur Sachwalterin einer alten, ja überalterten Tradition, und dann auch noch einer, die blass, blutleer, irrelevant daherkommt?

V)

Natürlich ein Zerrbild, konjunkturabhängig und je nach Standpunkt des Betrachters. Der Wissenschaftsrat – also das maßgebliche Beratungsgremium der Bundesregierung und der Länder in Fragen der inhaltlichen und strukturellen Entwicklung der Hochschulen, der Wissenschaft und der Forschung – hat sich da zuletzt im Jahr 2010 deutlich anders geäußert:

„Religionsgemeinschaften tragen öffentlichkeitswirksam ihre Sicht vor, wenn es um Ordnungen und Formen des sozialen Lebens, um die Verteilung von Gütern in der Gesellschaft und um Grundfragen menschlicher Existenz geht. Vertreter der Kirchen und Theologen spielen in unterschiedlichen institutionalisierten Diskursforen wie Ethik-Kommissionen oder politischen Beratungsgremien eine wichtige Rolle. Einerseits bringen sie religiös begründete Normen in die gesellschaftlichen Debatten ein; andererseits verkörpern sie die Stimmen vieler, die ihre Interessen und Anliegen nicht selbst im politischen Diskurs vertreten können. Religion, religiöse Orientierungen und religiöse Institutionen sind eine Ressource, auf die das demokratische Leben in der Bundesrepublik Deutschland in vielfältiger Weise zurückgreift.“ (www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/9678-10.pdf)

So ermutigend solch ein Gutachten ist: Es zeigt auch deutlich die Richtung. Festzuhalten ist: Je deutlicher, wie oben notiert, eine Gesellschaft nach den strukturellen Erfordernissen für Innovationserzeugung fragt und im Eigeninteresse fragen muss, und je deutlicher genau dieses Kriterium die Richtgröße abgibt für die Zuteilung von öffentlichen Chancen und Budgets, desto wichtiger wird es für die theologische Wissenschaft sein, sich zu diesen Erwartungen zu verhalten und den Anspruch auf reflektierte Traditionalität in exakt dieser Manier zu vertreten, die geboten wird. Eine Theologie, die hier ausweicht, riskiert nicht nur strategisch ihren bisher erworbenen Platz. Sie verliert nicht nur die Tuchfühlung mit den anderen Wissenschaften. Sondern: Sie vitalisiert sich nicht mehr an den Bedarfen ihrer Zeit. Sie luxuriert, sie privilegiert, sie folklorisiert. Und vor allem: Sie begibt sich ihrer Chance, der kulturellen Suchbewegung der Zeit eine echte und unersetzbare Dienstleistung anzubieten: nämlich eine umfassende konzeptionelle Reflexion wie eine jahrhundertlang immer wieder neu erprobte Praxis zum Wechselspiel von Tradition und Innovation. *Wenn Theologie funktional etwas kann, dann kann sie darüber informieren, wie bedeutend Traditionen für Innovationen sind und wie nur Innovationen verhindern, dass Traditionen ausbluten und kraftlos werden.* Theologie reflektiert diesen Zusammenhang von Tradition und Innovation über Texte, über Geschichte, über Diskurse und über Projekte. Wer wissen will, wie man Innovationen so baut, dass sie gleichermaßen zukunfts- wie vergangenheitsfähig bleiben, der kann hierzu in der Theologie eine Menge

erfahren. Und wer wissen will, wie man Traditionen so pflegt, dass sie eben nicht den von Willemsen benannten abgestandenen Mief schwarzer Nylonstrümpfe annehmen, der kann in der Theologie massenhaft Beispiele dafür finden, wie eine Erzählgemeinschaft sich dauernd neu herausfordert, anmahnt, reformiert und korrigiert. Und das, gerade weil sie ihren Ursprüngen treu bleiben möchte.

Was gesagt werden soll: Gerade weil sich eine konfessionell gegründete Theologie als universitäre Disziplin konstitutiv von einer bestimmten Tradition her versteht und dieses Pfund im Sinne wissenschaftlicher Innovation ausformt, kann sie wertvoll sein für eine Zeit, die sich aufgefordert sieht, das Verhältnis von regionalen Narrativen und global-digitalen Strukturen neu auszubalancieren. Was auf den ersten Blick wie die Schwäche einer unfruchtbaren Vergangenheitsfixierung und wie Konservatismus um seiner selbst willen erscheinen mag, kann auf den zweiten zu einer deutlichen Ressource heranwachsen. Wenn nämlich gezeigt werden kann, dass Innovationen nur dann narrativ verankert, strukturell gesichert und reflexiv von belastbarem Orientierungswissen her organisiert sind, wenn man sie genau auf jene Traditionsbestände bezieht, die sie erneuern wollen. Wer Innovationen will, braucht keine Expertinnen und Experten für Traditionalismus, wohl aber welche für den kreativen Zusammenhang von Tradition und Innovation. Neben ihren inhaltlichen, fachbezogenen Einzelarbeiten ist es diese funktionale Expertise, über die Theologie für ihre postmodernen Partner informativ und innovativ ist.

VI)

Dieses Postulat soll in diesem Buch belegt werden. Die Fachvertreter(innen) an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum haben sich zusammengefunden, um aus der Sicht ihrer jeweiligen Fachperspektiven ihren Bezug zum ‚Neuen‘ zu markieren. Alle Beiträge umkreisen die Frage nach dem kreativen Potenzial der Wechselwirkung von Tradition und Innovation. Und gerade weil ausnahmslos alle Disziplinen in diesem Perspektivpunkt zusammenkommen, werden die Beiträge zueinander sprechend und komplementär,

bekommt das vielgesuchte ‚Ganze‘ der Theologie einmal ein situatives Gesicht.

Was an Innovation erwartet interessierte Leser und Leserinnen? Wie wird die oben behauptete Expertise konkret eingelöst? Hierzu wird im Folgenden ein mikroskopischer Ausblick in jeden Beitrag geboten. Dabei ist zu beachten: Jeder Aufsatz ist größer und material natürlich viel umfassender, als es diese kleinen Sonden skizzieren können. Ziel der Miniaturen soll lediglich sein, die obige These eines *funktionalen* Beitrags zum Bedarf an innovationserzeugenden Wissensstrukturen an sich zu verifizieren. Die Leitfrage lautet: *Inwiefern kann über den einzelnen materialen Gehalt hinaus gezeigt werden, dass die theologischen Einzeldisziplinen auf je ihre Weise spezialisiert sind für das Zubereiten einer innovationserzeugenden Tradition und einer traditionserhaltenden Innovation?* Hier, in dieser funktionalen Kraft – die, wie man sehen wird, von ihrer materialen Ausgestaltung gar nicht zu trennen ist –, kann eventuell auch nicht-theologischen und nicht-religiös gebundenen Dialogpartnern ein Argument plausibel werden, warum gerade ein an Innovativität gekettetes Design von Modernität die Kraft theologischer Forschung an öffentlichen Universitäten benötigt.

Bernhard Grümme etwa weist einen solchen Ort aus, indem er den konfessionellen Religionsunterricht als Labor vor Augen führt, in dem Schülerinnen und Schüler genau dieses lernen können: „wie man mit Traditionen angemessen posttraditional umgehen kann“. Hier, im Religionsunterricht, lernen junge Leute am Material der christlichen Glaubensüberzeugungen zugleich eine funktionale Kompetenz: die zur nicht-naiven Verhältnisbestimmung von Altem und Neuem.

Udo Lehmann realisiert das Potenzial ethischer Theologie, im Wissenschaftssystem selbst Reflexions- und Orientierungswissen bereitzustellen, welches zu einer wirksamen Theorien- und Technologienfolgenabschätzung beiträgt. Im Gespräch mit den boomenden Neurowissenschaften konzidiert er ihnen enorme Chancen von innovativer Medizin, etwa in diagnostischer oder therapeutischer Hinsicht. Diese Fortschritte werden sich aber je deutlicher und je allgemein akzeptierbarer einstellen, je mehr sie sich den übergreifenden Fragen des Persondiskurses mit derselben Energie wie den technologischen Aspekten stellen. Narrative Potenziale, etwa der christlichen Tradition,

können wichtige Informationen darüber beisteuern, wie wertvoll gerade verletzliches und unperfektes Leben für die Humanität menschlicher Gemeinschaft sein kann.

In ähnlicher Intention, aber historisch, zeigt *Josef Rist*, wie die Innovationssemantik von ‚Wenden‘ von vor- und nachgängigen Interpretationen abhängt. *Rist* thematisiert die berühmte ‚Konstantinische Wende‘, die ja keineswegs nur ein innerkirchliches, sondern ein weltgeschichtliches Ereignis war. *Rist* kann zeigen, wie die historische Theologie der Organisation Kirche Kriterien aus ihrer Tradition zur Verfügung stellt, die ihr helfen, auch vordergründig hochgradig erfolgreiche Ereignisse kritisch sehen zu lernen. Über solche Wissenszufuhr aus der Tradition heraus wird erkennbar, dass eingeschliffene historische Pfadabhängigkeiten kein Schicksal darstellen, sondern aufbrechbar sind.

Was hier wirkt, ist eine Art *Memoria innovans*. So nennt *Wilhelm Damberg* diese Leistung der Theologie. Ausgehend von der Beobachtung, dass eine Neuentdeckung historischen Denkens das letzte Konzil erst möglich gemacht hat, spannt *Damberg* den Bogen zu einschlägigen Thesen der französischen Religionssoziologin *Hervieux-Léger*. Ihr folgend kann plausibel werden, dass Innovationen davon abhängen, Neues und Zukünftiges zu imaginieren. Diese Imaginationskraft aber kann nur an Bildern kondensieren, die bereits da sind und darum also erinnert werden müssen. Insofern hat jede Arbeit an einer kollektiven verfügbaren und akzeptierten Erinnerung eine unersetzliche Funktion für das Bilden von Zukunft – im Wortsinn. Kirchengeschichte übernimmt nach *Damberg* eine solche Funktion, und dies zweifach: Im engeren Zuschnitt erinnert sie an die Geschichte gelebten Glaubens und fundiert damit die Fantasie, wie Glaube in Zukunft gehen wird. Im weiten Zuschnitt arbeiten hier theologische Historiker(innen) gegen das „Verschwinden der Präsenz der Vergangenheit“ und an der Stabilität der Fähigkeit der Bürgerinnen und Bürger, „sich selbst mit einer historischen Sequenz zu identifizieren und sich ihr zugehörig zu fühlen.“

Ein Beispiel für eine solche historische Sequenz bietet das Christentum an, indem es die Geschichte und die Worte des Jesus von Nazareth nacherzählt. Der Neutestamentler *Thomas Söding* führt in die Neuheit ein, die das Auftreten und der Selbstanspruch Jesu selbst dargestellt haben und deren erstaunliche revolutionäre Kraft bis heute durch die

Evangelientexte dringt. Das Wort Jesu „Neuer Wein gehört in neue Schläuche“ kennzeichnet ein hochgradig originelles Innovationsprogramm, das, so *Söding*, gerade nicht aus dem Ressentiment gegen das Alte kommt, sondern aus der Erfahrung einer Umkehr (*Metanoia*) zum je neu kommenden Gott. Das Traditionsangebot Jesu integriert die drei Zeitebenen, indem der Mut zur Reform im Jetzt aus der „Reformkraft des Anfangs“ bezogen wird, die sich desto stärker je zukünftiger erweisen wird. So wird „Reform ... das Gegenteil von Revanchismus; Innovation das Gegenteil von Vergessen.“

In gewisser Weise immer prekär ist das Wechselspiel von Tradition und Innovation im Rechtssystem. Je nach Rechtsverständnis muss Recht ja vor allem konservativ sein, gegebene Regeln schützen und damit Traditionalität stärken. Die Kanonistin *Judith Hahn* informiert darüber, dass die Perspektive der rechtlichen Innovationsforschung innerhalb der Juristerei eher neu entdeckt und jung ist. *Hahns* Beitrag weist darauf hin, dass kirchliches Recht zum einen hier ebenfalls Entdeckungsbedarf hat und in der Spannung von Aufbruch und Bewahren eher „bedächtig“ verfährt. Spannend ist aber, dass das ganze Rechtswesen der Kirche inzwischen zu einem Anschauungsbeispiel für juristische Innovation geworden ist. Denn das kirchliche Recht erfährt in einer säkularen Umwelt einen krassen Wirksamkeitsverlust. Man wird studieren können, wie eine Organisation es schafft, einen solchen externen Anpassungsdruck produktiv mit der eigenen Tradition so abzugleichen, dass aus ihm innovative Energie sowohl für die eigene Selbstvergewisserung wie für die öffentliche Bewährung der Kirche erwächst.

Wie solch eine innerreflexive Selbstkritik der Theologie aussehen kann, zeigt der Sozialethiker *Joachim Wiemeyer*. Ausgehend von der These, dass die christliche Botschaft aufgrund ihres eschatologischen Zuschnittes ein unerschöpfliches Zukunftspotenzial birgt, kann *Wiemeyer* zeigen, dass sich dies in der Vergangenheit auch deutlich in Maßnahmen der soziostrukturellen Innovation gezeigt hat. Allerdings stehen diesen Erfolgen deutliche Desiderate entgegen: Kirche könnte innovationsstiftender sein, wenn sie etwa mehr Freiheit im Wissenschaftssystem organisiere, mehr subsidiäre Entscheidungsverfahren installiere oder das Anliegen der Geschlechtergerechtigkeit voranbringe. *Wiemeyer* zeigt sich zuversichtlich, dass die katholische Kirche als *global*

player ein innovatives Modell abgeben könne, wie universale Steuerung subsidiär Hand in Hand gehen könnte mit lokaler Eigenständigkeit.

Christian Frevel überrascht zu Beginn seines Textes mit der Beobachtung: „„Neugierig‘ ist ... ein Wort, das es im Hebräischen nicht gibt.““ Trotzdem gibt es aber im Alten Testament eine intensive Konfrontation des Neuen mit dem Alten – ja: die biblischen Schriften im Ganzen lassen sich als Dialog rekonstruieren, der als *Textur* deutlich macht, wie Tradition sich nach vorn entwickelt, wenn und indem sie sich dauernd auf sich selbst bezieht. „Produktion ist zugleich – zumindest in den allermeisten Fällen – Rezeption.“ *Frevels* Text gibt Gelegenheit, die Produktion von narrativer und autoritativer Tradition als hochkomplexe kulturelle Leistung zu verstehen, die von dem, was Innovation meint, gar nicht zu differenzieren ist. Hier wird exemplarisch deutlich, wie eine Glaubensgemeinschaft ihre eigene Überlieferung immer wieder sowohl übernimmt wie innovativ selbst erzeugt, so dass die hermeneutische Rationalisierung ihrer Schriften gar nicht von außen an die ‚heiligen Texte‘ herangetragen werden muss, sondern ihnen selbst eingeschrieben ist. Insofern die wissenschaftliche Exegese diese Entstehungsprozesse rekonstruiert und kritisch kommentiert, beugt sie nicht nur Fundamentalismen vor; vielmehr wird sie selbst ein Moment dieses Tradierungsstromes und beweist performativ, dass es in der Logik der biblischen Intentionen liegt, sich für die Innovation nach vorn auskunftsfähig zu halten.

Ein ganz eigener Bereich in der Vermittlung von Tradition und Innovation ist der der expressiven Ausdrucksformen. Immer wieder wird in der einschlägigen Literatur betont, dass die Motivation zur riskanten und weitreichenden Innovation keineswegs nur aus kognitiven Überzeugungen und auch nicht aus der argumentativen Einsicht in drohende Krisen entsteht. Vielmehr bilden Glaubensgemeinschaften eine ganz eigene Art von äußerst wertvollen vorvoluntativen Ressourcen aus, indem sie ihre Traditionen kultivieren. Dies geschieht im kulturellen Ausdruck, im feierlichen Erzählen konstitutiver Geschichten oder in der Aktivierung besonderer Körper- und Sinneserfahrungen. Für die Liturgiewissenschaft ist es *Stefan Böntert*, der diese Dimension von kreativer Traditionalität beleuchtet. *Böntert* zeigt, wie gerade die Liturgie innerkirchlich immer wieder in einer produktiven Spannung

steht, einerseits die universale Gleichheit der Feiererfahrung sicherzustellen und sie andererseits für die je situativ verschiedenen lokalen Kontexte offenzuhalten. Gerade an der expressiven Dimension, in der Religionen ihre vielleicht originärsten kulturellen Leistungen erbringen, stellt sich dar, wie bremsend es sich auswirkt, wenn man nicht die polare Spannung aus Tradition und Inkulturation sucht, sondern die vermeintliche Sicherheit des Rubrizismus beziehungsweise der Anbiederung.

In fundamentaltheologischer Perspektive widmet sich *Markus Knapp* der Frage, ob der behauptete enge Zusammenhang von Tradition und Innovation immer bedingen muss, dass die Tradition bruchlos und in einer ‚Hermeneutik der Kontinuität‘ bewahrt werden muss? Legen nicht gerade Traditionsbrüche neue Potenziale der innovativen Interpretation und der adaptiven Inkulturation frei? *Knapp* plädiert für ein sehr flexibles Verständnis von dem, was christliche Tradition ausmacht: Diese besteht ja im Kern nicht aus Sätzen oder Ritualen, die in sich unversehrt und in bestimmter Weise angstvoll zu konservieren wären. Nicht das kann Tradition zerbrechen, was in sich vorläufige Ausdrucksgestalt ist. Vielmehr bedeutet Tradition den memorialen, organisationalen und praktischen Nachvollzug der *traditio* Christi selbst, seiner Selbsthingabe für das Heil jedes Menschen und der Welt. Kirchliche Tradition bleibt bei sich selbst und hält sich überraschend elastisch offen für neue Kulturformen, wenn sie fortwährend transparent bleibt auf dieses Beispiel Christi, das sich fortwährend auch durch sie vollzieht. Denn das, was Kirche Tradition nennt, „ist kein Lehrgebäude, sondern die Grundlage einer Lebensperspektive“.

Und Lebensperspektiven sind ja nur dann welche, wenn es Strukturen gibt, sie zu artikulieren. Dies ist das Thema von *Matthias Sellmann*: Wie geht pastorale Innovation? Ausgehend von Lernerfahrungen aus dem deutsch-amerikanischen Projekt ‚CrossingOver‘ an der Bochumer Katholisch-Theologischen Fakultät entwickelt er ein Programm von sechs Schritten. Ungewöhnlich mag sein, dass deutschsprachige Pastoraltheologie hier in einen grundlegenden Dialog mit einem hochaktuellen Ansatz der Betriebswirtschaftslehre eintritt, der ‚Interaktiven Wertschöpfung‘. Ist nicht gerade der grassierende Ökonomismus der größte Feind für das Bewahren überkommener Traditionen und lokaler

Entstehungskontexte gelingenden Lebens? Diese Frage mag jeder für sich beantworten: Fest steht jedenfalls, gerade für die praktische Theologie, dass das prinzipielle Ausschlagen von Dialogchancen noch immer nur zu dem kraftlosen Appell geführt hat, gesellschaftliche Komfortzonen für die kulturelle Kommunikation des Christlichen zu fordern – und noch nie, seine Plausibilität aus der Begegnung mit dem Starken und Dominierenden ebenfalls zu stärken.

Der Dogmatiker *Georg Essen* untersucht näher, wie das eigentlich konzeptionell gebaut ist, was als christliche Überlieferung behauptet wird. Nach geltendem Zerrbild ist ja kirchliche Tradition etwas auf Kontinuität Beharrendes, das autoritativ vorgeschrieben und vermittelt wird und das einem irritierten Gegenwartsbewusstsein im Taumel der Kontingenzerfahrungen Identität und Stabilität beschaffen soll. *Essen* tritt diesem Bild deutlich entgegen und kann zeigen, wie historisch kontingent solch ein Traditionsverständnis selbst ist, als wie aporetisch es vom Historisierungsdiskurs der Moderne zerlegt wird und wie lähmend es auf die Inkulturationskraft der Kirche wirkt. Vor allem aber widerspricht ein solches Traditionsmodell der geschichtlichen Struktur der Jesus-Offenbarung selbst. Hier geht es unverrückbar um eine „Wahrheit, die aus der Geschichte kommt“ und die nur dann vitale Gegenwarterschließung bietet, wenn sie sowohl genetisch-praktisch wie reflektierend-kritisch erzählt wird. Genau dieser Modus der erzählenden Erinnerung einer durch das Erzählgeschehen konstituierten Glaubensgemeinschaft macht die Christinnen und Christen für die kulturelle Gegenwart zu einem spannenden Partner: Denn ihr engagiertes Erzählen greift auf einen überreichen Pool an Vergangenheitserfahrungen und -deutungen zurück, der sie mit pluralen und kreativen Ideen für eine veränderungsfreudige Gestaltung der Gegenwart versorgt. Dies setzt, so *Essen*, allerdings voraus, dass sich innerhalb der Kirche ein innovationstolerantes Traditionsverständnis kultiviert, das nicht das Frühere betont, weil man das Jetzige fürchtet, sondern es historisiert, weil man aus ihm Chancen und Optionen zu destillieren weiß.

Wie stark, ja: wie radikal das christliche Verständnis von Tradition sich selbst hinterfragen kann und genau aus dieser Offenheit für analytische Kritik ihre Innovationskraft gewinnt, zeigt der Philosoph *Christian Tapp*. Seine Frage lautet: „Wie kann man etwas für wahr

erklären, was sich verändert? Und wie kann der Glaube über alle Veränderungen hinweg die bleibende Verbindung mit seinem historischen Ursprung wahren?“ Er demonstriert, in welche Aporien ein Wahrheitsanspruch gerät, wenn er auf der Formalhaftigkeit seines Ausdrucks und auf einem vor Interpretation geschützten Inhalt beharrt. Mit *Tapp* wird sichtbar, dass Wahrheit als Anspruch einem zeitgenössischen philosophischen Denken nur plausibel kommuniziert werden kann, wenn sie im Verstehen ihrer selbst historische Entwicklung und wechselseitig offene Kontextualität mit den sie umgebenden Bewährungsbedingungen impliziert. Die christliche Theologie spätestens seit dem letzten Konzil bietet diese Vorzüge. Und, so eine von manchen Pointen dieses Beitrags: Erst an seiner Wandlungskraft erkennt man, dass das Christentum keine lokale Erzähltradition ist, sondern universelle und diachrone Präsenz in der und für die Welt von heute einnehmen kann.

VII)

Wie oben markiert: ein selektiver Durchgang durch die Texte, organisiert vom Leitinteresse her, welches Potenzial gerade eine konfessionell arbeitende Theologie dem Projekt der Postmoderne *funktional* anbieten kann, wenn diese sich ihrer Aufgabe stellt, nachhaltige Innovationen strukturell nachhaltig in den Kulturen der Regionen, ihren Narrationen und Sozialformen, zu verankern. *Theologie kann Theorien und reflektierte Praxen innovationseröffnender Überlieferung als solcher liefern, und dies umfassend*: als Inhalte, als *story*, als Modelle, als Motivation, als Orientierungswissen, als soziostrukturelle Gestaltungsfantasie, als Plädoyer für Mehrdeutigkeit, als Expression, als Selbsthinterfragung, als Prozess von Textentstehung und Textverwebung, als *Memoria innovans*. Wie wichtig genau diese Funktion der Ausbalancierung von Globalität und Lokalität, von Fragment und Koordination, von Syn- und Diachronizität und von Interaktion, Organisation und System ist, braucht nicht eigens betont zu werden: Das Projekt einer humanitätsgetriebenen Postmoderne im mikro- wie makrokosmischen Weltmaßstab steht und fällt mit dieser Balance.

Stimmt der Befund, so ergibt sich für die Theologie eine mehrfache Zukunftsaufgabe – und vielleicht ist dies der eigentliche Gewinn der Arbeit aller Fachdisziplinen an ein und demselben theologieextern gestellten Thema: Theologie könnte erstens häufiger sektionsübergreifend forschen. Zweitens könnte sie deutlicher und adressatengenauer markieren, wo und wie sie sich in den Dienst des allgemeinen Projektes kultureller Gesamtgestaltung einbringt. Drittens aber zeigt sich das vielleicht wichtigste durch diesen Band identifizierte Desiderat: Es wäre eine *integrierte Theorie der Überlieferung* vorzulegen, die sowohl biblisch wie systematisch, historisch und praktisch zusammenträgt und bündelt, inwiefern gerade christliche Theologie eine für den gegebenen Stand der Post-Moderne hochgradig attraktive, weil sowohl philosophisch wie politisch anschlussfähige, ja vorwärtstreibende Idee von Tradition bereithält.

VIII)

Ein Buch-Unternehmen über den Zusammenhang von Innovation und Tradition hat selber innovative Züge, vor allem wenn erreicht werden konnte, dass wirklich ausnahmslos alle Mitglieder einer Fakultät zusammenwirken. Dies ist erkennbar nur dann möglich, wenn das kollegiale Klima selbst innovationsfreundlich geprägt ist. Zudem ist unübersehbar, dass auf die verschiedenen Orte universitärer Theologie in Deutschland enorme Herausforderungen zukommen, die schon heute dazu drängen, ‚Fakultäten und Institute neuen Typs‘ zu entwickeln. In Bochum wird gegenwärtig an exponierter Stelle faktisch durchexerziert, was auch an anderen Orten und Fakultäten bald neu bedacht werden muss. Auch dies hat mit Innovationsfähigkeit zu tun, genauso wie mit der in diesem Buch reflektierten Fähigkeit, aus einer robusten Tradition heraus handlungsfähig für neue Handlungsdesigns werden zu können.

Die Herausgeber bedanken sich herzlich bei ihren Kollegen, die in den letzten Jahren diese gemeinsame Fokussierung und diese Fähigkeit zu innovativen Wissenschaftsstrategien bewiesen haben. Das entstandene Buch ist Ausdruck dieses Willens zu einer gemeinsam verantworteten Theologie.

Ebenso gilt der Dank Beatrice Wypchol und ihrem Team (Rebecca Bolz/Tabea Diek), die die Formatierungen und Textvorbereitungen besorgten. Es ist überhaupt nicht selbstverständlich, wie kompetent und loyal diese Arbeit erfolgte!

Nicht zuletzt Dank an Herrn Clemens Carl für das Lektorat und die sofortige Bereitschaft für die Aufnahme in das Verlagsprogramm von Herder.

IX)

„Das Neue ist mitunter älter“ – die Überschrift zu dieser Einführung ist inspiriert von einem Aufsatz des früheren Aachener Bischofs Klaus Hemmerle. Hemmerle schrieb diesen Text 1981 als Gabe zum 75. Geburtstag von Hans Urs von Balthasar („Das Neue ist älter: Hans Urs von Balthasar und die Orientierung der Theologie“, in: *Erbe und Auftrag* 57, 81–98). In der für ihn so typischen Kompetenz zu prägnanten Kurzformeln des Glaubens führt Hemmerle hier aus, dass das Wechselspiel von ‚Neuem‘ und ‚Altem‘ als typisch für Religionen angesehen werden kann, weil es typisch für *Quellen* ist. Religionen wollen ihrer Kultur als Frischwasserleitungen dienen, und dazu müssen sie die Zugänge zu Quellen freilegen. Das Wasser einer Quelle ist immer das, was vor allem entspringt, also alt ist; und zugleich ist das Quellwasser das jeweils Neueste, was entspringt. Alter und Frische werden zueinander komplementär. „Die Quelle ist also jenes Neue, das älter ist, jenes Ältere, das neuer ist.“ (81) Wer sich je neu in die Lebens- und Strukturklugheit des christlichen Glaubens hineinbegibt, kann einer Tradition begegnen, die uralt ist und hinter der er doch zurückbleibt, weil sie ihn nach vorn in eine ungeahnte Zukunftsmöglichkeit hin überwältigt.

In dreifacher Weise kann hier mit diesem Gedanken gut abgeschlossen werden: Erstens zeigt er ein weiteres Mal, wie kreativ theologisches Denken das Zusammenspiel von Tradition und Innovation entwickeln und anbieten kann. Zweitens war Klaus Hemmerle Professor für Fundamentaltheologie an ebenjener Bochumer Katholisch-Theologischen Fakultät, die hier als Autorin fungiert (nämlich 1970–1974). Drittens geht das Buch mit genau diesem Wunsch an den Start: dass die für ge-

Das Neue ist mitunter älter.

sellschaftliche Reformkraft so wichtige Zusammenarbeit aller Fakultäten an öffentlichen Universitäten die Quellfrische ihrer Wissenschaftlichkeit gerade aus diesem Wechselspiel beziehen, um das es hier im Folgenden gehen wird: Tradition als Vorgang von Innovation, Innovation als Vorgang von Tradierung.